

Jochen A. Bär

3. Deutsch und Vordeutsch – sprachhistorische Daten und Fakten

Abstract: Der Beitrag benennt einige Grundprobleme und -annahmen von Sprachgeschichtsschreibung, so beispielsweise die Unterscheidung von Daten und Fakten, und differenziert Gegenstandsbereiche: Sprachsystemgeschichte, Sprachgebrauchsgeschichte, Sprachgeltungsgeschichte, Sprachkontaktgeschichte, darüber hinaus Geschichte der soziokommunikativen Verhältnisse und Beziehungen sowie der sozialen Formationen, Beziehungen und Prozesse. Im Anschluss daran wird ein chronologischer Überblick über die Vorgeschichte und die Geschichte der deutschen Sprache gegeben.

- 1 Vorbemerkungen
- 2 Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichtsschreibung
- 3 Zur Periodisierung
- 4 Daten und Fakten: eine Chronologie
- 5 Literatur

1 Vorbemerkungen

Aus einer konsequent hermeneutischen Perspektive (vgl. Bär 2016, 287f.) betrachtet, existiert die Geschichte einer Sprache nicht von dem Augenblick an, in dem man sie – die Sprache – spricht, sondern von dem an, in dem man sie – die Geschichte – erzählt. Eine Geschichte der deutschen Sprache in diesem Sinne gibt es erst seit etwa dem 16. Jahrhundert, im engeren Sinne sogar erst seit dem 19. Jahrhundert, in dem die Deutsche Philologie als wissenschaftliche Disziplin etabliert wurde. Wann man demgegenüber in der Erzählung die Geschichte beginnen und welche Bereiche man sie umfassen lässt, entscheidet sich nach den Wertmaßstäben und Ideologien, denen die geschichtsschreibende Person anhängt (vgl. hierzu Bär/Lobenstein-Reichmann/Riecke 2015 sowie den Beitrag von Reichmann im vorliegenden Band). Und dasselbe gilt für die historischen Daten und Fakten, die man für seine Darstellung auswählt – so dass parallel und mit gleichem Recht mehrere unterschiedliche Geschichten einer und derselben Sprache möglich sind (vgl. Reichmann 1998).

Beide Ausdrücke, *Daten* und *Fakten*, sind mit Blick auf ihre Etymologie zu verstehen (vgl. auch Felder 2013, 14): Bei Daten handelt es sich um die materialiter greifbaren historischen ‚Gegebenheiten‘, bei Fakten um das im historiographischen Akt aus ihnen ‚Gemachte‘. Daten wären beispielsweise einzelne Belege für das Substantiv mit der Bedeutung ›Haus‹, von denen einige in der Form *hūs*, andere in der Form *haus* erscheinen; ein Faktum wäre das aus diesen Belegen (und einer großen

Zahl anderer Belege, auch für andere Wörter) interpretativ konstruierte Lautwandelphänomen ‚Neuhochdeutsche Diphthongierung‘. Damit ist freilich nicht impliziert, dass Daten im Gegensatz zu Fakten die ‚objektive historische Realität‘ bilden. Vielmehr sind auch Daten, allein schon dadurch, dass man sie als historiographisch relevante Phänomene erkennt, immer bereits Ergebnis von Interpretation (insofern sie ohne dieselbe nicht ‚gegeben‘ wären), und in vielen Fällen handelt es sich bei einem historiographischen Datum zudem um ein historisches Faktum, d. h., es muss als historisch-situativ gebunden, perspektiviert, intentional hervorgebracht oder gestaltet gesehen werden. So muss man beispielsweise den bekannten, auf Einhard's *Vita Caroli Magni* zurückgehenden Topos der Sprachgeschichtsschreibung, Karl der Große habe eine Grammatik des Althochdeutschen begonnen oder in Auftrag gegeben (Einhard: *inchoavit et grammaticam patrii sermonis*), erstens aus der Mehrdeutigkeit der mittellateinischen Quelle beleuchten – *patrius sermo* könnte ›Sprache der Vorfahren‹, ›Redeweise der Vorfahren‹, ›Muttersprache‹ u. a. m. bedeuten, und *grammatica* bedeutet zweifellos nicht ›Grammatik‹ im heutigen Sinne –, und zweitens aus den mutmaßlichen Absichten Einhard's: Er „berief sich auf den großen toten, um den lebenden Kaiser zu mahnen“ (Fried 2014, 598); sein Anliegen war es offenbar, Karl den Großen gegenüber dessen Sohn Ludwig dem Frommen – der ‚heidnische‘ Traditionen gering schätzte und dessen Frömmigkeit als hypokritisch empfunden wurde (ebd., 601) – als besonders traditionsverbunden und somit prinzipien- und vertragstreu, d. h. insbesondere: loyal gegenüber dem Papst darzustellen (ebd., 600). Dass es ein sprachpflegerisches Bemühen Karls des Großen gegeben habe, ist also zwar historisch überliefert und damit aus heutiger Sicht ein Datum, aber was davon ‚Realität‘ und was vormals-historiographische Faktizitätsherstellung (mit offenen Grenzen zur Fiktion) ist, muss offen bleiben.

2 Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichtsschreibung

In Anlehnung an Mattheier (1995) lassen sich mehrere Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichtsschreibung unterscheiden:

- 1) die Sprachsystemgeschichte auf allen Ebenen, von der Phonologie und Graphematik an bis zur Syntax, nach neuerem Verständnis sogar bis zur Textik/Diskursivik. Texte selbst erscheinen zwar nicht als sprachliche Zeichen, d. h. als Einheiten des Sprachsystems, sondern als Geflechte sprachlicher Zeichen (Bär 2015, 166–168), und dasselbe gilt auch von Diskursen, verstanden als Konglomerate von Aussagen zu einem bestimmten Thema oder Themenbündel, die sich in Textkorpora manifestieren. Gleichwohl können komplexe sprachliche Zeichen oberhalb der Wortgruppenebene angenommen werden: sogenannte Wortverbände (ebd., 169ff.), so dass von einer textuellen und transtextuellen

(diskursiven) Ebene des Sprachsystems auszugehen ist. – Ob textuelle (einzeltextliche) und diskursive (einzeltextübergreifende) Wortverbände als verschiedenartige Phänomene anzusehen sind und daher zwei unterschiedliche sprachsystematische Ebenen konstituieren, muss hier nicht entschieden werden; das Wortverbundmodell als solches setzt einen solchen prinzipiellen Unterschied nicht an, sondern behauptet oberhalb der Wortgruppen nur eine Ebene (vgl. Bär 2016, 292).

- 2) die **Sprachverwendungsgeschichte**: die historische Pragmatik, also z. B. die Geschichte der Höflichkeitsmuster und die historische Funktionalstilistik sowie die historische Semantik im weitesten Sinne: die Begriffs-, Ideologie- und Mentalitätsgeschichte; darunter lässt sich – aus linguistischer Sicht besonders hervorgehoben – auch die **Sprachbewusstseinsgeschichte** im Mattheier'schen Sinne fassen, d. h. die Geschichte des Nachdenkens über Sprache, Sprachen und Varietäten, der sprachbezogenen Meinungen, Einstellungen und Ideologien.
- 3) die **Sprachgeltungsgeschichte**: die Geschichte des Verhältnisses der verschiedenen sprachlichen Varietäten (Dialekte, Soziolekte, Fachsprachen usw.) zueinander und der situativen Muster des Gebrauchs unterschiedlicher Einzelsprachen. So ändert sich beispielsweise im Laufe der Jahrhunderte die Wertigkeit des Dialekts: Zu Zeiten ohne eine die anderen Varietäten überdachende Leitvarietät ist der Dialekt in mehr Lebensbereichen, Situationen, funktionalen Zusammenhängen usw. akzeptabel als zu Zeiten mit einer solchen Leitvarietät. Ebenfalls ändert sich die Funktion einzelner Sprachen: Während beispielsweise bis ins 17. Jahrhundert die herrschende Wissenschaftssprache das Lateinische war, übernimmt im 18. Jahrhundert allmählich das Deutsche diese Rolle, wird dann aber im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert in einer Reihe von Fachdisziplinen vom Englischen abgelöst. Sprachgeltungsgeschichte ist damit ebenso eine Geschichte sprachlicher Vielfalt als solcher – des Nebeneinanderbestehens und Aufeinanderfolgens unterschiedlicher Varietäten (sprachlicher Subsysteme) und Varianten (Paradigmata solcher sprachlicher Phänomene, die einander, *ceteris paribus* und potentiell nach bestimmten Distributionsprinzipien, substituieren können) – wie eine Geschichte der Herausbildung und des Abbaus von Usagen und Normen.
- 4) die **Sprachkontaktgeschichte**, d. h. die Geschichte der unterschiedlichen Einflüsse, die von anderen Sprachen ausgehen.

Alle vier Bereiche betrachtet eine umfassend orientierte Sprachgeschichtsschreibung zudem vor dem Hintergrund der Geschichte der soziokommunikativen Verhältnisse (zu denen beispielsweise die Mediengeschichte gehört) und der sozialen Formationen, Beziehungen und Prozesse, d. h. beispielsweise der Politik-, Institutionen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

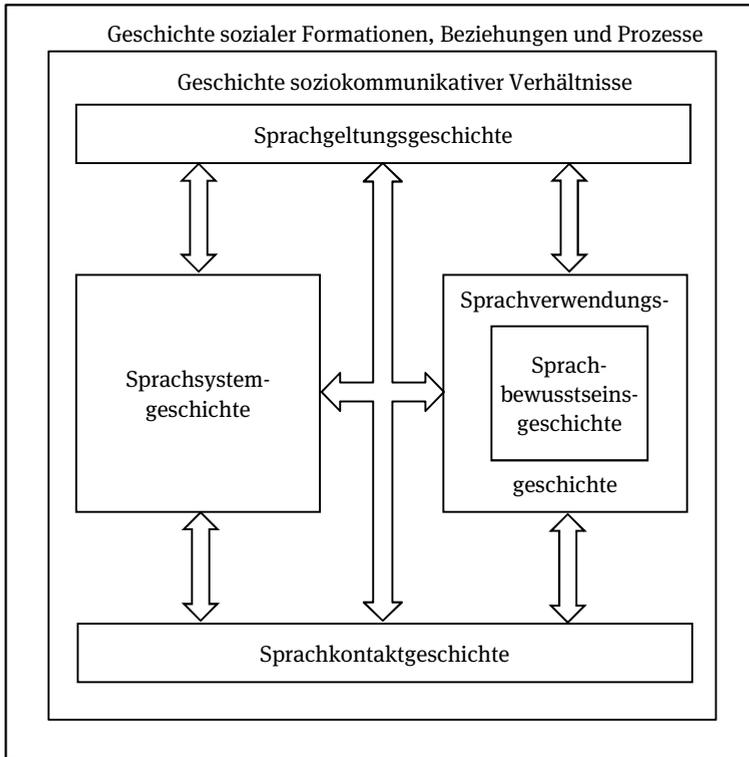


Abb. 1: Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichtsschreibung

Die Pfeilsymbole in der Abbildung sollen zum Ausdruck bringen, dass zwischen den einzelnen Gegenstandsbereichen vielfältige (allerdings nicht als gleichartig und -wertig zu betrachtende) Wirkungsbeziehungen bestehen; so ist beispielsweise klar, dass das In- oder Außer-Gebrauch-Kommen von Flexionsformen, Wörtern, Wendungen, Konstruktionen usw. auf lange Sicht das Sprachsystem beeinflussen kann, dass der Kontakt mit anderen Sprachen im Zuge von Entlehnungsprozessen den Wortschatz (ausdrucksseitig wie semantisch), aber auch die Grammatik einer Sprache verändern kann, und dass bestimmte Haltungen zu anderen Sprachen oder auch zu bestimmten Varietäten den konkreten Sprachgebrauch bestimmen können (z. B. durch gezielte Verwendung oder aber Vermeidung von Fremdwörtern, Provinzialismen, bildungssprachlichen Ausdrücken o. Ä.).

Eine derartige Differenzierung von Gegenstandsbereichen hat im doppelten Sinne Modellcharakter. Sie kann und soll einerseits als Vorlage für sprachhistoriographische Ansätze dienen, in denen es darum geht, ein möglichst umfassendes Bild der sprachlichen Entwicklungen zu zeichnen; sie soll aber andererseits nicht als Postulat in Bezug auf jegliche Sprachgeschichtsschreibung missverstanden werden,

da es selbstverständlich jederzeit legitim ist, einzelne Aspekte besonders zu fokussieren. Zudem sind – teils absolut, aufgrund der Überlieferungslage, teils auch nur aufgrund der bisherigen Forschungslage – nicht für alle Zeiträume alle genannten Gegenstandsbereiche gleichermaßen zu behandeln.

Für die Anordnung des sprachhistorischen ‚Stoffs‘ ergibt sich aus der Differenzierung: Die Historiographie muss sich entscheiden, wie sie im Einzelnen vorgehen will. Dabei gibt es prinzipiell zwei Möglichkeiten: Entweder gliedert man primär diachron und betrachtet quer dazu verschiedene Gegenstandsbereiche (so beispielsweise Riecke 2016), oder man gliedert primär nach Gegenstandsbereichen und geht dann jeweils diachron vor (so beispielsweise Roelcke 2018). Keine der beiden Möglichkeiten ist per se der anderen vorzuziehen; dass nachfolgend (Punkt 4) die erste gewählt wird, hat vor allem den Grund, im vorliegenden Band, dessen Konzeption sich an der zweiten orientiert, die Alternative mitzuliefern.

3 Zur Periodisierung

Der sprachliche Wandel, der sich unablässig und in letztlich nicht vorhersagbarer Weise vollzieht, zeigt sich in allen vorstehend benannten Gegenstandsbereichen. Phasen der Veränderung unter einem Aspekt können dabei mit Phasen der Kontinuität unter einem anderen Aspekt einhergehen. Die Gesamtheit der sprachhistoriographisch darzustellenden Zeit lässt sich daher in der einen oder anderen Weise in Perioden gliedern. Auch diesbezüglich muss jede sprachhistorische Darstellung entscheiden, nach welchen Kriterien sie vorgeht.

Wiederum bestehen prinzipiell zwei Möglichkeiten: Einerseits können sprachinterne Aspekte wie Laut- und Formenwandel, Wortschatz- und Syntaxentwicklung herangezogen werden, andererseits ist es möglich, sich an sprachexterne Aspekte zu halten und die Relevanz kulturhistorischer Fakten, Phänomene und Prozesse für die Sprachgeschichte zu betonen. Zu nennen wären beispielsweise: die Kulturpolitik Karls des Großen und die Rolle der Klöster als Zentren der schriftlichen Überlieferung, die Entstehung des Rittertums, die deutsche Ostkolonisation, der Aufstieg der Städte, die große Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts, die maschinelle Massenproduktion des Papiers in Europa und die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern, die Reformation und der Dreißigjährige Krieg, die europäische Aufklärung, die Weimarer Klassik, die Reichsgründung von 1871, schließlich das Ende des Zweiten Weltkrieges.

An Eckdaten mangelt es nicht, und die Gliederungsmöglichkeiten sind entsprechend vielfältig, zumal in der Regel sprachinterne und sprachexterne Kriterien kombiniert werden (vgl. Reichmann 1992; Roelcke 1995). Gleichwohl haben einige Periodisierungsvorschläge in der Forschung eine breitere Anhängerschaft gefunden als andere. So galt beispielsweise lange Zeit der Ansatz Jacob Grimms als Konsens, der

drei Epochen der deutschen Sprachgeschichte – *Althochdeutsch* (vom 7. bis zum 11. Jahrhundert), *Mittelhochdeutsch* (vom 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts) und *Neuhochdeutsch* (seit der Mitte des 15. Jahrhunderts) – postulierte (Grimm 1854, XVIII). Für die Frühzeit orientierte sich Grimm hauptsächlich an lauthistorischen und morphologischen Phänomenen; den Übergang zum Neuhochdeutschen sieht er dagegen in der Erfindung des Buchdrucks (ebd.).

Heute hat sich weithin ein modifiziertes, auf den Literaturhistoriker Wilhelm Scherer zurückgehendes Gliederungsschema durchgesetzt. Es unterscheidet vier Epochen: *Althochdeutsch* (ca. 750 bis ca. 1050), *Mittelhochdeutsch* (ca. 1050 bis ca. 1350), *Frühneuhochdeutsch* (ca. 1350 bis ca. 1650) und *Neuhochdeutsch* (seit ca. 1650). Einige Autoren, z. B. Hans Eggers, schlagen zudem den Ansatz einer eigenständigen Epoche nach 1950 vor, für die seit einigen Jahren die Bezeichnung *Spätneuhochdeutsch* (Schmidt 2002) zu finden ist.

Diese Termini, wenngleich eingeführt (*Alt-* bis *Neuhochdeutsch*) oder durch Analogie eingängig (*Spätneuhochdeutsch*) und kaum sinnvoll zu ersetzen, sind aus sachlichen Gründen nicht unproblematisch. Erstens ist keine zeitliche Entsprechung der vermeintlich parallelen Termini für das Niederdeutsche (*Altsächsisch/Altniederdeutsch, Mittelniederdeutsch*) gegeben, d. h. die Ungleichzeitigkeit des analog Bezeichneten wird verschleiert. Zweitens suggerieren die Ausdrücke eine Homogenität der Sprache, die über große Zeiträume hinweg nicht den Realitäten entspricht, und eine Kontinuität der historischen Entwicklung von der Mitte des 8. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, die gleichfalls in Zweifel zu ziehen ist. Fragt man nämlich, bis zu welchem Zeitpunkt man die deutsche Sprache der Gegenwart als Ergebnis einer durchgängigen Entwicklung zurückverfolgen kann, so gelangt man nicht weiter zurück als bis ins 16., mit etwas Großzügigkeit ins 15. und späte 14. Jahrhundert. Zu Walther von der Vogelweide, Notker von St. Gallen oder gar Karl dem Großen führt kein direkter Weg zurück (vgl. auch Sonderegger 1979, 323f., v. Polenz 1991, 91f.). Die heutige Sprache ist nicht nur der Qualität, sondern auch der Tradition nach, in der sie steht, etwas ganz anderes als die damalige.

Einen Gedanken von Reichmann (2003, 42–46) aufgreifend, kann man für die Periodisierung das Verhältnis von konzeptioneller und medialer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit (Koch/Oesterreicher 1994) heranziehen. Denn zwar kann man annehmen, dass immer *g e s p r o c h e n* wurde, so dass sich jede Sprachform durch kontinuierlich stattfindenden Wandel aus einer ihr zeitlich vorangehenden ergab; aufgrund der Tatsache jedoch, dass bis zum Ende des 19. Jahrhunderts keinerlei mündliche Sprachzeugnisse vorliegen, lassen sich für den weitaus größten Teil der Sprachgeschichte nur Aussagen über die mediale Schriftlichkeit machen. Diese nun kann auf zwei Arten entstehen: durch unmittelbare Übertragung aus der medialen Mündlichkeit oder durch Anknüpfung an bestehende Schreibtraditionen. Im ersten Fall sind die Unterschiede zwischen den beiden Medialformen jedes Mal neu zu bewältigen, z. B. die Divergenz von Laut und Buchstabe, aber auch und vor allem die Tendenz der medialen Mündlichkeit zur konzeptionellen Mündlichkeit – wohingegen

die mediale Schriftlichkeit Affinitäten zur konzeptionellen Schriftlichkeit, d. h. zu Aspekten wie ‚soziale Distanz‘, ‚emotionale Distanz‘, ‚öffentliche Sprachverwendungssituation‘, ‚Reflektiertheit/Geplantheit der Äußerung‘ (Koch/Oesterreicher 1994, 588) und ‚ausdrucksseitig wie semantisch klar distinkten Morphemen und Lexemen‘ (Reichmann 2003, 43) aufweist. Im zweiten Fall, dem des ‚Schreibens, wie man schreibt‘ (d. h. wie man zuvor schon geschrieben hat), wird die Herausbildung konzeptioneller Schriftlichkeit, idealtypisch: einer Ausbausprache i. S. v. Kloss (1978), erleichtert.

In einigen gesprochenen landschaftlichen Varietäten, ehemals unterschiedlichen germanischen Stammessprachen, begann man ab der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts zu schreiben (wobei in Rechnung zu stellen ist, dass es sich um Skriptoriolekte handelt, d. h. um Varietäten klösterlicher Schreibstuben, die nicht gleichzusetzen sind „mit der Mundart des Gebiets [...], in dem das Kloster liegt“: Tschirch 1971, 131); dauerhafte Schreibdialekte wurden dadurch jedoch nicht begründet. Vielmehr findet sich im Hochdeutschen im 10. Jahrhundert eine große Überlieferungslücke – im Niederdeutschen zeigt sich ein vergleichbares Phänomen Ende des 11. bis Mitte des 13. Jahrhunderts –, da aus dieser Zeit lediglich lateinische Quellen vorliegen. Erst ab dem 11. Jahrhundert setzt im Hochdeutschen – entsprechend später und unabhängig davon im Niederdeutschen – wiederum eine historisch greifbare volkssprachliche Schreibfähigkeit ein, erneut als Umsetzung medialer Mündlichkeit in mediale Schriftlichkeit, und es entstehen neue Schreibdialekte. Ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gewinnt die sogenannte oberdeutsche Literatursprache eine stärker schriftsprachliche (konzeptionell schriftliche) Prägung und ein höheres Sozialprestige und wird eine Orientierungsgröße auch für andere Schreibdialekte. Gleichwohl bleibt sie im wesentlichen auf literarische Texte beschränkt; es gibt auch Schreiber, die sich keineswegs an ihr orientieren, und spätestens seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts fängt sie an in Vergessenheit zu geraten.

Von der hochmittelalterlichen Dichtersprache führt also kein Weg zum heutigen Deutsch. Vielmehr muss für letzteres zum dritten Mal der Ausgangspunkt in der medialen Mündlichkeit gesucht werden, will sagen: die Autoren des 14./15. Jahrhunderts schreiben in der Regel wieder landschaftlichen Dialekt, und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lehnen sich wiederum verschiedene Schreiblandschaften aneinander an: andere als Ende des 12. Jahrhunderts. Anstatt einer westoberdeutsch-ostoberdeutschen entsteht nun eine hauptsächlich ostmitteldeutsch-nordoberdeutsch-ostoberdeutsche Ausgleichssprache. Insgesamt wird, zumindest in bestimmten Textsorten, eine immer stärker sich ausbildende konzeptionelle Schriftlichkeit erkennbar. Im 16. Jahrhundert entsteht dann eine Schreibsprache, die ein besonderes Sozialprestige genießt und aus der sich unter Einbezug von Phänomenen auch aus anderen (zunehmend von dieser Leitvarietät überlagerten) Schreiblandschaften jene neuhochdeutsche Schriftsprache entwickelt, die Ende des 18. Jahrhunderts das Medium der Weimarer Klassik und im 19. und 20. Jahrhundert die nunmehr auch gesprochene Sprache des Bildungsbürgertums wird. Freilich bleibt

die breite Mehrheit der Bevölkerung, die in mittleren oder kleineren Städten oder auf dem Land lebt, in der medialen Mündlichkeit noch beim lokalen Dialekt, aber spätestens ab der Mitte des 20. Jahrhunderts kommt es zu regionalen Ausgleichstendenzen und einer Orientierung der Sprechvarietäten an der schriftsprachlichen Leitvarietät. Immer mehr Menschen beherrschen nun aktiv eine (in der Regel regional gefärbte) gesprochene Variante der deutschen Standardsprache. Umgekehrt aber wird in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Standardsprache, die sich selbstverständlich auch in der medialen Schriftlichkeit weiterentwickelt hat, von den gesprochenen regionalen Umgangssprachen beeinflusst und verliert mehr und mehr ihre Vorbildfunktion. Auf diese Weise kommt es zugleich dazu, dass sich nun auch in der medialen Schriftlichkeit wieder einiges an Varianzbreite ergibt, wie insbesondere die Sprache in den sogenannten neuen Medien zeigt.

Anhand des vorstehend gezeichneten Entwicklungsganges können für die mediale Schriftlichkeit drei große sprachhistorische Perioden unterschieden werden, die zwar nach anderen Kriterien angesetzt sind und auch zeitlich etwas anders liegen, aber doch an Jacob Grimms Dreigliederung der deutschen Sprachgeschichte erinnern. Lässt man die historischen Selbstbezeichnung gelten – denn zur Bestimmung, wann genau die konkreten sprachlichen Äußerungen einer bestimmten Menge von Menschen als Manifestationen einer Sprache erscheinen, kann man, sofern man nicht in sprachgeographischen oder auch sprachhistorischen Imperialismus verfallen will, nur die Selbsteinschätzung der Sprecherinnen und Sprecher heranziehen –, so greift die Bezeichnung *Deutsch* nur für die letzte der drei Perioden. In der ersten ist, wenn überhaupt, nur von *theodisk*er Sprache (*lingua theodisca*) die Rede, in der zweiten zunehmend von *diutsch*. Die beiden ersten Perioden gehören dann genau genommen – anders als es die traditionelle Sprachgeschichtsschreibung sieht, aber wie es Peter von Polenz (1991; 1994; 1999) im Titel und in der Anlage seiner dreibändigen *Deutschen Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart* anzudeuten scheint – weit eher zur Vorgeschichte als zur Geschichte der deutschen Sprache.

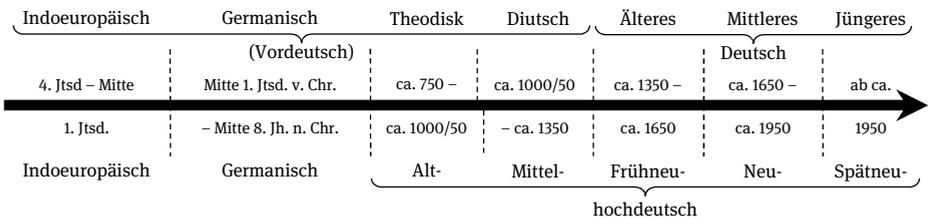


Abb. 2: Alternative Periodisierungsansätze/Periodenbezeichnungen

4 Daten und Fakten: eine Chronologie

Wenngleich eine kulturlinguistische Sprachgeschichtsschreibung, da sie Sprache als komplexe Form symbolisch-medialen Handelns in einem beständigen Spannungsverhältnis von Kontinuität und Wandel versteht, nicht vorrangig ereignisorientiert, sondern vielmehr prozessorientiert ist, d. h. ineinandergreifende, zumeist längerfristige Entwicklungslinien zeichnet, können doch eine Reihe konkreter Zeiträume und teils sogar Einzeljahre benannt werden, die für wichtige sprachhistorische Daten und Fakten (im oben erläuterten Sinne) stehen bzw. von denen aus sich sprachhistorisch relevante Sachverhalte thematisieren lassen.

15.–10. Jahrtausend v. Chr. Für die Endphase der letzten Eiszeit wird von einigen Forschern eine prähistorische Sprachform angenommen, das Nostratische, das u. a. als Wurzel der indoeuropäischen und der uralischen Sprachen gilt (Haarmann 2016, 46f.); auf letztere lassen sich einerseits die finno-ugrischen, andererseits die samojedischen Sprachen zurückführen. Sprachwissenschaftlich beweisen lässt sich das Nostratische allerdings nicht.

7.–6. Jahrtausend v. Chr. Mutmaßlich leben die Ur-Indogermanen oder Proto-Indoeuropäer, eine neolithische Kultur von nomadischen Viehzüchtern, in den Gegenden nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres; zeitgleich finden sich in Südosteuropa ackerbäuerliche Kulturen (Haarmann 2016, 27f.). Das Proto-Indoeuropäische ist nicht überliefert, kann aber bezüglich Lautung und Morphologie durch den Vergleich heutiger oder historisch überlieferter Sprachen, die zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehören, erschlossen werden. Die Bezeichnung *Indogermanisch* (im deutschen Sprachraum traditionell, wenngleich als ‚germanozentrisch‘ problematisiert) oder *Indoeuropäisch* (international üblich) ist erst seit dem 19. Jahrhundert üblich und geht zurück auf die Tatsache, dass die zur so benannten Sprachfamilie gehörenden Sprachen von Indien bis Europa verbreitet sind. – Das Proto-Indoeuropäische wird man sich nicht als einheitliche, von einer geschlossenen Sprachgemeinschaft gesprochene Sprache vorzustellen haben. Vielmehr dürfte eine Reihe von Gruppen oder Stämmen miteinander über Jahrtausende hinweg in mehr oder weniger engem Kontakt gestanden haben – man trieb vermutlich Handel miteinander, überfiel und versklavte sich gegenseitig, verbündete sich miteinander, feierte gemeinsam religiöse Feste usw. –, deren Sprachen oder Dialekte über diese langen Zeiträume hinweg umso mehr dem Sprachwandel unterlagen, als sie sämtlich nicht durch schriftliche Überlieferung fixiert waren. Mehrsprachigkeit und gegenseitige Beeinflussungen auch und gerade im Bereich des Wortschatzes dürften die Regel gewesen sein.

5. Jahrtausend v. Chr. Die steppennomadischen Proto-Indoeuropäer kommen im Westen in Kontakt mit den Ackerbau treibenden Alteuropäern, wobei anzunehmen ist, dass sich „einzelne Nomaden-Clans als herrschende Gruppen über die loka-

le nicht-indoeuropäische Bevölkerung an deren Siedlungsplätzen etablierten“ (Haarmann 2016, 94).

4.–3. Jahrtausend v. Chr. Aufgrund eines Klimawandels zu Anfang des 4. Jahrtausends, der eine länger anhaltende Kaltperiode verursachte, beginnt eine Wanderbewegung, in der die Proto-Indoeuropäer in andere Gebiete vordringen. In vermutlich mehreren Wellen breiten sie sich zunächst nach Westen und Süden, später auch nach Osten aus (Haarmann 2016, 127). Dabei kommt es zu diversen Kontakten mit einheimischen Sprachgemeinschaften und wohl – über mehrere Jahrhunderte hinweg – zu Überlagerungen der verschiedenen Sprachen, d. h. einer allmählichen Übernahme indoeuropäischer Sprachvarianten (ebd., 121), wodurch sich immer mehr die verschiedenen zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehörenden Sprachen ausdifferenzieren. Dazu gehören, mit jeweils ganz unterschiedlichen Entwicklungsgeschichten, beispielsweise das Altindische (Sanskrit) und die darauf zurückgehenden Sprachen, das Iranische, das Griechische, die slawischen Sprachen, die meisten baltischen Sprachen, darunter Lettisch und Litauisch, das Lateinische einschließlich der von diesem abgeleiteten romanischen Sprachen (u. a. Rumänisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch) sowie die keltischen Sprachen.

Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. Erste oder germanische Lautverschiebung: Durch eine Veränderung des Konsonantensystems treten die germanischen Sprachen als Zweig der indoeuropäischen Sprachfamilie hervor. Zu diesem Zweig gehören neben dem Deutschen das Englische, Friesische, Niederländische, die skandinavischen Sprachen (außer Finnisch: also Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Isländisch und Färöisch) sowie das Gotische. Die erste Lautverschiebung ist eine Modifikation der Verschlusslaute, beispielsweise unaspirierter *p*, *t* und *k*. In den anderen indoeuropäischen Sprachen bleiben die ursprünglichen Konsonanten erhalten, in den germanischen werden sie zu Reibelauten verschoben. Dadurch wandelt sich unter anderem die Aussprache von *p* zu *f* (vgl. z. B. lat. *pater*, ital. *padre* vs. engl. *father*, dt. *Vater*), von *t* zu *p* (*th*) bzw. dann später im Deutschen *d* (vgl. lat. *tres* vs. engl. *three*, dt. *drei*) und von *k* zu *ch* bzw. *h* (vgl. grch. *karpos* ›Frucht, Ernte‹, lat. *carpere* ›ernten, pflücken‹ vs. engl. *harvest* ›Ernte‹, dt. *Herbst* ›Erntezeit‹).

3. Jahrhundert n. Chr. Aus verschiedenen westgermanischen Stämmen entsteht in einem längeren Prozess der Stammesverband der Franken. Die Dialekte der Salfranken, die am Niederrhein, in den heutigen Niederlanden und im heutigen Belgien leben, können als Grundlage der heutigen niederfränkischen Mundarten ebenso wie des Niederländischen angesehen werden. Die Rheinfranken zwischen Nieder- und Mittelrhein sprechen andere Dialekte, in denen die Grundlage der westmitteldeutschen Mundarten zu sehen ist. Das heutige Deutsche beruht somit auf verschiedenen westgermanischen Sprachen, die sich erst im Laufe von Jahrhunderten so weit annähern, dass sie zu einer Sprache zusammengefasst werden können. Neben den fränkischen Stammessprachen ist der nordseegermanische Sprachenzweig zu nennen, zu dem das Angelsächsische (heute Englisch) und das Friesische, aber auch die niederdeutschen Mundarten gehören. Die heutigen oberdeutschen Dialek-

te (das Alemannische und das Bairische) haben ihre – späterhin von fränkischen Einflüssen überlagerten – Wurzeln im Elbgermanischen. Hinweise auf die ältesten Sprachstadien finden sich heute hauptsächlich noch in Orts- und Gewässernamen, wobei zu berücksichtigen ist, dass diese nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form vorliegen. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich ihre lautliche Gestalt verändert; selbst die ersten urkundlichen Erwähnungen stammen aus einer späteren Zeit. Der ursprüngliche Name kann sogar ganz verschwunden und durch einen anderen ersetzt worden sein, wie im Fall von Münster (Westfalen), das ursprünglich *Mimigernaford* hieß: nach Tiefenbach (1984, 89) ›Furt der Mimigern-Leute‹, wobei *Mimigern* ein Personenname, vielleicht der Name des Sippenoberhauptes gewesen sein könnte.

4. Jahrhundert n. Chr. Bischof Wulfila (311–383) übersetzt die Bibel ins Gotische: frühestes Zeugnis für eine germanische Sprache. Das Gotische gehört zum Typus der synthetischen Sprachen. Es hat vier substantivische Kasus (Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ) und zwei Numeri (Singular und Plural; ein Dual ist nur rudimentär erhalten); die Verbflexion kennt allerdings nur zwei Tempora: Präsens und Präteritum. – Hinsichtlich der genuinen Satzstellung des Gotischen ist wenig herauszufinden, da die meisten Sprachzeugnisse Übersetzungen aus anderen Sprachen, v. a. aus dem Griechischen sind und man in Rechnung stellen muss, dass (beispielsweise bei nachgestellten Possessiva: *namo þein* ›dein Name‹, *þiudinassus þeins* ›dein Reich‹, *wilja þeins* ›dein Wille‹ usw.) die Syntax der Ausgangssprache nachgeahmt worden sein könnte. – Gotisch ist keine Vorstufe des Deutschen, sondern eine ostgermanische Sprache; es gehört damit zu einem anderen Zweig der germanischen Sprachfamilie als das Deutsche. Wohl noch bis ins 18. Jahrhundert wird eine Variante des Gotischen auf der Krim gesprochen. Heute ist es weltweit ausgestorben.

Ca. 486. Chlodwig I. (466–511), ein salfränkischer Kleinkönig im nördlichen Gallien, beginnt sein Einflussgebiet auszuweiten. Um 500 kontrolliert er ein großes Gebiet im heutigen Frankreich sowie in Teilen des heutigen Deutschland und vereinigt die meisten der verschiedenen fränkischen Stämme unter seiner Herrschaft. Seine Hauptstadt ist Paris. In den ehemals römischen Provinzen wird eine Varietät des Lateinischen gesprochen, die noch einige Relikte des alten, vom Lateinischen überlagerten Keltischen erkennen lässt. Diese *lingua romana rustica* gerät dann in den folgenden Jahrhunderten unter fränkischen Superstrateinfluss, wird aber von der Sprache der Eroberer nicht verdrängt, sondern von diesen übernommen; daraus entsteht die französische Sprache. Im Osten des Frankenreichs bleiben die germanischen Dialekte erhalten.

Ca. 600. Zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung: eine nochmalige Veränderung des Konsonantensystems (wohl bis Mitte des 8. Jahrhunderts). Unter anderem werden *p* und *pp* je nach Position zu *pf* oder *f/ff*, *t* zu *s* oder *ts* und *k* zu *ch* oder *kch*, so dass z. B. engl. *plough* (niederdt. *plug*) und *apple* (niederdt. *appel*) gegenüber hochdt. *Pflug* und *Apfel* steht, engl. *that* gegenüber hochdt. *das* und engl. *make* (niederdt. *maken*) gegenüber hochdt. *machen*). Die zweite Lautverschiebung

breitet sich mutmaßlich, ausgehend von den am weitesten südlich angesiedelten westgermanischen Stämmen, den Alemannen, Baiern und Langobarden, nach Norden hin aus, wobei ihre Auswirkungen jedoch immer geringer werden. Dadurch kommt die bis heute im Wesentlichen erhalten gebliebene Gliederung der deutschen Dialektlandschaft zustande: Nur in den am weitesten südlich gesprochenen, den oberdeutschen Mundarten wird die zweite Lautverschiebung weitgehend durchgeführt; zum Mitteldeutschen hin wird sie schrittweise immer unvollständiger übernommen, so dass in den einzelnen Gebieten unterschiedliche Konsonantensysteme anzutreffen sind. Während man im Alemannischen *Apfel* und *das* sagt, heißt es im Kurpfälzischen *Appel* und *das*, im Rheinland hingegen *Appel* und *dat*. – Die von der zweiten Lautverschiebung erfassten germanischen Dialekte oder Stammessprachen, bezeichnet man als *hochdeutsche* Dialekte (im Gegensatz zu bestimmten anderen germanischen Stammessprachen, die von der zweiten Lautverschiebung zwar nicht erfasst werden, aber in späterer Zeit mit dem Hochdeutschen in enge Wechselwirkung treten und teils von ihm überlagert werden: diese nennt man, für die Zeit nach der zweiten Lautverschiebung, *niederdeutsch*). An der Divergenz der eng verwandten germanischen Stammessprachen ändert der Lautwandel nichts, sondern er verfestigt sie sogar noch. Nicht von ungefähr sind die Zeitgenossen bis ins hohe Mittelalter in aller Regel nicht der Meinung, ‚deutsch‘ zu reden, sondern nennen ihre Sprache, je nach Gegend, beispielsweise Schwäbisch, Bairisch, Thüringisch, Fränkisch oder Sächsisch. Zwar gibt es im Laufe der sprachhistorischen Entwicklung mehrfach Ansätze zu überregionalem Ausgleich, deren bekanntester die oberdeutsche Dichtersprache des 12. und 13. Jahrhunderts ist. Doch nicht vor dem 16. Jahrhundert entsteht aus den in ihrer Heterogenität auch geschriebenen Dialekten heraus eine einheitliche Schriftsprache, die dann in den niederdeutschen Gebieten übernommen wird – ein Prozess, der erst im 18. Jahrhundert weitgehend zum Abschluss kommt. In der gesprochenen Sprache etabliert sich neben bzw. (mit Blick auf sein Sozialprestige) über der dialektalen Vielfalt sogar erst im 20. Jahrhundert ein überregionaler Standard.

Mitte des 8. Jahrhunderts finden sich die ältesten nennenswerten Textzeugnisse, die hochdeutschen Lautstand aufweisen, z. B. der *Abrogans* (ein lateinisch-volkssprachliches Glossar) oder die *Merseburger Zaubersprüche*. Die meisten heutigen sprachhistorischen Darstellungen lassen damit die älteste Periode der deutschen Sprachgeschichte beginnen, das *Althochdeutsche*. Bei der Sprache der damaligen Zeit handelt es sich jedoch nicht um einen einzigen Schreibdialekt, sondern um mehrere ganz unterschiedliche Schreibdialekte, von denen nur einige zum Hochdeutschen zu rechnen sind. Der Terminus *Althochdeutsch* blendet die ebenfalls nennenswerten und sprachhistorisch relevante, nur wenig jüngere *altniederdeutsche* (auch: *altsächsische*) Schreibtradition aus. Als Klammerterminus für hoch- wie niederdeutsche Sprachzeugnisse bietet sich die erschließbare alte Form des Wortes *deutsch* an: *theodisk*: die einzige zeitgenössische Bezeichnung, die für die verschiedenen als Vorläufer des Deutschen erscheinenden Stammessprachen verwendet

wurde (s. oben, Abschnitt 3, sowie unten zum Jahr 786). – Wie ihre germanischen Vorstufen gehört die Sprache des 8. und 9. Jahrhunderts überwiegend zum synthetischen Sprachentyp: Sie zeichnet sich noch durch ein umfassendes, wenngleich nicht vollständig eindeutiges flexionsmorphologisches System aus. Die Deklinations- und Konjugationsformen sind in vielen Fällen an spezifischen Endungen zu erkennen. Der Abbau dieser flexivischen Kasusmarkierung beginnt allerdings schon in voralthochdeutscher Zeit und wird im Althochdeutschen deutlicher (vgl. Wege-
ra/Waldenberger 2012, 141–143). Immer häufiger vorkommende Formensynkretismen fordern damit einhergehend den Ausbau des Artikelsystems; der bestimmte Artikel entsteht dabei aus dem Demonstrativpronomen *ther/thie/thaz*. Typisch ist auch die mehrfache Verneinung, wo im heutigen Deutschen nur einfach verneint würde: *Do dar niuuht ni uuas enteo ni uuenteo* – ›Als es nichts (nicht) gab an Enden [und] (nicht) an Wenden‹. – Ob es in der Mündlichkeit eine Art früher Ausgleichs-
sprache gegeben hat – beispielsweise eine karolingische Hofsprache oder eine fränkische Heeressprache, in der die verschiedenen Stämme bei der Heeresversammlung miteinander kommunizierten –, kann man nur mutmaßen. Wie die sprachliche Realität des späten 8. und des 9. Jahrhunderts, d. h. die tatsächlich gesprochene Sprache ausgesehen haben mag, ist kaum zu erschließen. Die überwiegende Mehrzahl der schriftlich überlieferten Texte sind entweder Übersetzungen aus dem Lateinischen oder (ein kleinerer Teil) Dichtung. Die Übersetzungen sind in aller Regel eng an der Ausgangssprache orientiert, die Dichtungen mögen Dokumentation mündlich überlieferter Texte sein, folgen jedoch eigenen Gesetzen der Sprachverwendung und haben ebenfalls mit der realen Kommunikation wenig zu tun. Einige geringe Spuren von Alltagssprache finden sich immerhin in den sogenannten *Pariser Gesprächen*, einer Art Reisehandbuch für Nicht-Muttersprachler, sowie in den sogenannten Sankt Galler Vorakten: Aufzeichnungen von Rechtsgeschäften, die der Ausfertigung von Urkunden vorhergingen und in denen man Züge konzeptioneller Mündlichkeit finden kann (Sonderegger 1961; Riecke 2016, 33f.). Interessant ist dabei, dass diese im 8. und 9. Jahrhundert offenbar weit weniger konservativ war als die konzeptionelle Schriftlichkeit; in der lautlichen Entwicklung ist sie ihr teilweise fast zwei Jahrhunderte voraus.

768. Karl der Große (747/48–814) wird fränkischer König. Die Festigung seiner Herrschaft geht einher mit der sogenannten karolingischen Renaissance, einer Anknüpfung an antike Bildung, die auf eine Verschmelzung lateinisch-christlicher und germanischer Traditionen zielt und unter anderem eine Aufwertung der Volkssprache gegenüber der Gelehrtensprache Latein mit sich bringt. In der Zeit Karls und seiner unmittelbaren Nachfolger ist eine erste Blüte des Schreibens in der Volkssprache zu verzeichnen. Neben Heldendichtungen wie dem *Hildebrandslied* und dem *Ludwigslied*, aber auch Urkunden, den sogenannten Markbeschreibungen, finden sich vor allem religiöse Texte (Bibelübersetzungen oder -nachdichtungen, Taufgelöbnisse usw.). Karl der Große ordnet an, das Volk in seiner eigenen Sprache mit den christlichen Glaubensinhalten vertraut zu machen, so dass das Übersetzen be-

stimmter kirchlicher Texte nötig wird. Da die Volkssprache auf die meisten der zu vermittelnden Inhalte allerdings nicht vorbereitet ist (neben syntaktischen und textuellen Mustern fehlen vor allem entsprechende Wörter), müssen viele Ausdrücke aus den klassischen Sprachen, vor allem aus dem Lateinischen übernommen werden. Es kommt mithin zu einem ersten Schub von Fremdwortentlehnungen, denen man allerdings ihre Herkunft heute kaum noch ansieht. Zu ihnen gehören Wörter wie *Kirche* (aus grch. *kyrikón* ›Gotteshaus‹), *Bischof* (aus grch. *epískopos*), *Engel* (aus grch. *ángelos*), *Kreuz* (aus lat. *crux*), *opfern* (aus lat. *operari*), *predigen* (aus lat. *predicare*), *dichten* (aus lat. *dicere*), *schreiben* (aus lat. *scribere*), *Kopf* (aus lat. *cuppa*), *Körper* (aus lat. *corpus*), *Tisch* (aus lat. *discus*), *Fenster* (aus lat. *fenestra*), *Mauer* (aus lat. *murus*), *Ziegel* (aus lat. *tegula*), *Wein* (aus lat. *vinum*), *nüchtern* (aus lat. *nocturnus*) und viele andere – also nicht nur Wörter aus dem Bereich der christlichen Religion, sondern solche, die bis heute zum Alltagswortschatz gehören.

772. Sachsenkriege Karls des Großen (bis 804), Eingliederung der Sachsen in das fränkische Reich und Christianisierung. Die Missionierung führt zu einer Verschriftlichung der Volkssprache bei Übernahme des althochdeutschen Schriftsystems (vgl. Sanders 2000, 1276). Der älteste überlieferte Text in altsächsischer Sprache ist das Taufgelöbnis aus dem späten 8. Jahrhundert.

782. Alkuin (ca. 735–804), der spätere Abt von Tours, wird von Karl dem Großen zum Leiter der Aachener Hofschule berufen. Alkuin gilt als Mitbegründer der karolingischen Renaissance und als mitverantwortlich für die Einführung der sogenannten karolingischen Minuskel, einer Buchschrift, die vom 9. bis ins 12. Jahrhundert in Gebrauch war.

786. Der Bischof Georg von Ostia berichtet an Papst Hadrian I. über eine Synode in Südengland, bei der die gefassten Beschlüsse *tam latine quam theodisce* (›sowohl auf Latein als auch in der Volkssprache‹) verlesen wurden: Erstbeleg für das Wort *theodiscus*, die latinisierte Form desjenigen Wortes, das heute in der Form *deutsch* bekannt ist. Etymologisch gehört es zu einem erschließbaren germanischen Femininum *theoda*, im Althochdeutschen belegt als *thiota* (›Volk, Volksstamm‹, mittelhochdeutsch *diet*), das heute ausgestorben ist und nur noch in Personennamen wie *Dietrich* oder *Dietlind* steckt; *theodiscus* bedeutet also ›volkssprachlich (im Gegensatz zum Latein der Gelehrten)‹. Im karolingischen Frankenreich könnte damit theoretisch auch eine romanische Volkssprache, z. B. Altfranzösisch, gemeint sein; allerdings ist das Wort in allen Belegen auf Sprachen bezogen, die heute zur germanischen Sprachfamilie gerechnet werden. – Alle frühen Belege sind lateinisch; die volkssprachliche Form *diutisk* ist erst um das Jahr 1000 schriftlich bezeugt und bleibt auch noch 150 Jahre danach selten. Auch im hohen Mittelalter, als das inzwischen als *diutsch* erscheinende Wort längst ›deutsch‹ bedeutet, wird dadurch nur sprachliche Gemeinsamkeit, keine sprachliche Einheit zum Ausdruck gebracht: Es wird zur Unterscheidung der eigenen Sprache von fremden Sprachen (v. a. Latein und Altfranzösisch) verwendet. Untereinander bezeichnen die Autoren ihre Sprache nicht als ‚deutsch‘, sondern als ‚fränkisch‘, ‚bairisch‘ usw. So verfasste Otfrid von

Weißenburg († 875), der erste namentlich bekannte volkssprachliche Autor, sein Evangelienbuch nicht auf ‚deutsch‘, sondern *in frenkisga zungun*. Ein bekanntes Beispiel aus dem späten 13. bzw. frühen 14. Jh. ist Hugo von Trimberg, der in seinem Roman *Der Renner* ‚Deutsch‘ nur im Gegensatz zu anderen, fremden Sprachen kennt, nicht dort, wo er die Unterschiedlichkeit der Einzeldialekte hervorhebt. – In der Forschung findet sich die Meinung, das Wort sei eine fachsprachliche Bildung derjenigen mittelalterlichen Gelehrten, die bereits im 8. Jahrhundert ein Bewusstsein germanischer Zusammengehörigkeit, d. h. eines gemeinsamen Ursprungs germanischer Stämme und Sprachen entwickelt hatten. Allerdings kann aus lauthistorischen Gründen wohl angenommen werden, dass es die volkssprachliche Entsprechung von *theodiscus* bereits in voralthochdeutscher Zeit gab (vgl. S. 414–418 im vorliegenden Band).

Ca. 790. Das *Wessobrunner Gebet*, einer der ältesten genuin althochdeutschen Texte (keine Übersetzung), wird aufgezeichnet.

Ca. 830. Übersetzung einer lateinischen Version der im 2. Jahrhundert von dem Syrer Tatian verfassten Evangelienharmonie (einer Zusammenfassung der vier Evangelien in chronologischer Abfolge der erzählten Ereignisse) in die Volkssprache. Das *Hildebrandslied*, ältestes erhaltenes germanisches Heldenlied, wird im Kloster Fulda aufgezeichnet. Ungefähr zur selben Zeit entsteht der *Heliand*, das wichtigste Zeugnis des Altsächsischen.

10. Jahrhundert. Unter den sächsischen Kaisern und Königen (seit 919) wird fast ausschließlich Latein geschrieben. In Anlehnung an den Namen Otto, den nacheinander drei Kaiser trugen (Otto I. bis Otto III.), spricht man von der ‚ottonischen Lücke‘ der schriftlichen Überlieferung. Die Muttersprache (*loquela propria*) der Ottonen ist das Niederdeutsche, das aus hochdeutscher Sicht im Mittelalter wenig Prestige genießt. Arnold von St. Emmeram hält es 960 für eigens erwähnenswert, dass Kaiser Otto I., nachdem er Wein getrunken hat, *ore iucundo saxonicans* redet, also niederdeutsche Scherze macht (Sanders 1969, 26); in dem Gedicht *De Heinrico* (um 1000) wird ein Kaiser Otto – unklar ist, welcher der Ottonen – niederdeutsch sprechend dargestellt; Otto III. thematisiert in einem Brief die *Saxonicam rusticitatem* (›sächsische Plumpheit, Rohheit‹). Offen muss bleiben, ob das *Saxonicum idioma*, das man freilich aufgrund des Ranges seiner prominentesten Sprecher nicht explizit kritisieren kann, als nicht literaturwürdig gilt oder ob es sich um Zufälle der Tradierung handelt, d. h., ob man in dieser Zeit doch volkssprachlich schreibt und nur die Zeugnisse nicht erhalten sind.

Ca. 1100. Die Periode, die nach dem Ende der ottonischen Lücke einsetzt, ist, was rein innersprachliche Kriterien angeht, zunächst von der vorangegangenen Periode kaum zu unterscheiden. Bestimmte Phänomene des Lautwandels, die hier gern ins Feld geführt werden, sind in längerfristige Entwicklungen eingebunden. So finden sich Anzeichen für die Abschwächung der unbetonten Nebensilbenvokale *a*, *i*, *o* und *u* (Lang- wie Kurzvokale) zu unbetontem *e* (z. B. *salbôn* zu *salben*, *gîbirgi* zu *gebirge*) bereits viel früher, und ebenso finden sich in bestimmten Regionen volle

Nebensilbenvokale auch noch im Spätmittelalter; in einigen höchstalemannischen Mundarten in den Gebirgstälern um den Monte Rosa sind die vollen Endsilbenvokale sogar bis in die Gegenwart erhalten geblieben (zum Beispiel in *der Tag*, Plural *die Taga*). Diese extremen Ausnahmen liegen allerdings im Bereich der Mündlichkeit; in der Schriftlichkeit ist nach einem Übergangszeitraum von etwa der Mitte des 11. Jahrhunderts bis etwa zur Mitte oder zur zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die geschriebene Lautung der neuen Periode im Großen und Ganzen vollständig entwickelt. – Der Beginn eines neuen sprachgeschichtlichen Abschnitts zeigt sich weniger anhand sprachlicher als anhand kulturhistorischer, also außersprachlicher Phänomene, die sich auf die Sprache auswirken. Im 11. Jahrhundert vollzieht sich ein Umbruch der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, was auch den kulturellen Bereich stark beeinflusst. Ein besonderes Kennzeichen der Zeit ist die Ablösung der Kirche als wichtigster Bildungs- und Kulturträgerin. Sie hat ihre direkten Ursachen vor allem in zwei soziologisch-politischen Entwicklungen: in der Entstehung einer neuen gesellschaftlichen Schicht, des Dienstadels, und in der wachsenden politischen Bedeutung des Hochadels. Seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts werden die Ministerialen, ursprünglich Unfreie, in größerer Zahl zu Kriegs- und Hofdienst herangezogen und zu diesen Zwecken mit Dienstlehen ausgestattet, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Während bislang nur im Hochadel ein Lehen vom Vater auf den Sohn überzugehen pflegte, setzt 1037 Kaiser Konrad II. durch die Verordnung *Constitutio de feudis* die Erblichkeit auch der kleinen Lehen durch. Die Ministerialen steigen dadurch sozial auf und zeigen – wohl im Zusammenhang damit – Interesse an Bildung, oft auf literarischem Gebiet. Sie werden zu Trägern einer neuen, der sogenannten höfischen Kultur, deren Höhepunkt in die Stauferzeit fällt und deren bekannteste Ausprägungen sich im Minne- und im Ritterideal finden. Eine womöglich noch wichtigere Rolle spielt die Tatsache, dass dann im 12. Jahrhundert die Adels- und Fürstensitze den Königshof als wichtigstes literarisches Zentrum außerhalb der Klöster ablösen. Ihre zunehmende Unabhängigkeit gegenüber dem Reich lässt bei den Territorialfürsten ein Repräsentationsbedürfnis entstehen, das sich vorwiegend in Bautätigkeit und literarischem Mäzenatentum äußert; auf diese Weise entstehen unterschiedliche regionalspezifische Literatursprachen. Auch in der Sprachbewusstseinsgeschichte lassen sich Unterschiede feststellen: Anders als im frühen Mittelalter gibt es nunmehr diverse Zeugnisse für ein Bewusstsein sprachlicher Zusammengehörigkeit: Die eigene Sprache wird, insbesondere in der Abgrenzung nach außen, in der Regel als *diutsch* bezeichnet. Andererseits sind aber Zeugnisse für ein ausgeprägt partikularistisches Sprachbewusstsein bis ins 15. und sogar bis ins frühe 16. Jahrhundert greifbar.

1022. Abt Notker III. („Teutonicus“) von St. Gallen, der bedeutendste – de facto: der einzige bekannte – Übersetzer der Zeit um die erste Jahrtausendwende, stirbt. Er musste bei seinen Sprachbemühungen fast in jeder Hinsicht wieder von vorne anfangen. Seine Übersetzungsleistung ist damit eine doppelte: Vom Lateinischen übertrug er in die Volkssprache, von der gesprochenen in die geschriebene Sprache. Vor-

bilder, an deren Spracharbeit er hätte anknüpfen können, kannte er offenbar nicht; das Schreiben *in diutiscun* hielt er für etwas ganz Neuartiges (*rem paene inusitatam*). Eine weiterführende schriftsprachliche Tradition ist also durch die Schreibübungen des 8. und 9. Jahrhunderts nicht begründet worden: Ende des 10., Anfang des 11. Jahrhunderts sind die früher erzielten Leistungen in deutscher Sprache und Literatur vergessen.

1060/65. Abt Williram von Ebersberg verfasst eine Paraphrase des Hohenliedes. Auch seine Sprache erinnert in Lautung und Morphologie noch an das Althochdeutsche. Die vollen Vokale der Nebensilben sind teilweise noch gut erkennbar. Den Beginn des Hohenliedes (Koh. 1,2f.: *QVIA meliora s[unt] ubera tua uino. fraglantia unguentis optimis* ›Denn deine Brüste sind köstlicher als Wein, duftend von den köstlichsten Salbölen‹) übersetzt er so: *WÁNTA bézzer sint dîne spúnne démo uivne, sîe stínchente mit den bézzesten sálbon*.

12. Jahrhundert. Nach und nach werden neben religiösen Themen neue Gegenstandsbereiche der Literatur greifbar. Unter anderem finden sich Werke der Geschichtsepik, beispielsweise die mehr als 17000 Verse umfassende *Kaiserchronik* (wohl 1140/50), der *Alexanderroman* (ca. 1150) des Pfaffen Lamprecht oder das *Rolandlied* (ca. 1172) des Pfaffen Konrad. In der sogenannten Spielmannsepik – Werke wie *König Rother* (wohl Mitte 12. Jh.), *Salman und Morolf* (wohl 2. Hälfte 12. Jh.) oder *Herzog Ernst* (ca. 1180) – liegen phantastische Abenteuererzählungen vor. Immer deutlicher erkennbar ist eine Orientierung am Vorbild der zeitgenössischen französischen Literatur, aus der vor allem Erzählstoffe übernommen werden.

Wohl 1127. Ava (* ca. 1060), die erste namentlich bezeugte Dichterin der deutschen Literaturgeschichte, stirbt.

Ca. 1180. Beginn der hohenstaufischen Klassik. Als Vorbilder der höfischen Epik und des Minnesangs dienen französische und provenzalische Autoren. Viele romanische Ausdrücke werden übernommen. Durch die Verwendung von Wörtern wie *marveillos* (›wunderbar‹), *krîe* (›Kampfgeschrei‹), *prisant* (›Geschenk‹), *schoie* (›Freude‹), *schastel* (›Schloss‹), *turnei* (›Ritterkampf‹), *visier* (›Helmgitter) und *zimierde* (›Helmschmuck‹) werden fremdsprachlichen Kenntnisse und damit Weltläufigkeit demonstriert. – Mit der Herausbildung verschiedener Literaturzentren, u. a. am Niederrhein, in Thüringen, in Österreich und in Südwestdeutschland, entwickeln sich verschiedene Literaturidiome regionaler Prägung. Überregionale Züge verrät allein die sogenannte hochhöfische Dichtersprache, die eine stärker konzeptionell schriftliche Prägung und ein höheres Sozialprestige gewinnt und so zum Vorbild auch für andere Schreibdialekte wird. Ihr geographisches Ausgangsgebiet ist der Rhein-Main-Donau-Raum; im Gegensatz zu den anderen Literatursprachen treten in ihr die dialektalen Besonderheiten so weit zurück, dass man allein aus der Sprache eines Dichters nicht mehr auf seine Herkunft schließen kann. Ihrer bedienen sich Autoren wie Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide und auch der anonyme Verfasser des *Nibelungenliedes*. Selbst Autoren wie der Niedersachse Albrecht von Halberstadt und der Thü-

ringer Eberhard von Erfurt, die sich selbst eine unvollkommene Beherrschung der hochhöfischen Dichtersprache attestieren und in diesem Zusammenhang Rechtfertigungsgründe vorbringen, bezeugen eben dadurch ein Bewusstsein des sprachlichen Vorbildes (vgl. S. 426 im vorliegenden Band). Allerdings ist die Bedeutung der Dichtersprache als einer ‚überlandschaftlichen Ausgleichssprache‘ von hohem Einheitsgrad oft überschätzt worden. Insbesondere Vorstellungen, die davon ausgehen, sie sei in der kulturell hochstehenden Oberschicht oder geistigen Elite tatsächlich alltäglich gesprochen worden, laufen den Tatsachen ganz offensichtlich zuwider. Es handelte sich um eine fast reine Dichtungssprache – ansatzweise (im 13. Jahrhundert im südwestdeutschen Raum) auch um eine Urkundensprache –, die zumal in ihrer idealen Form kaum jemals tatsächlich realisiert wurde. Diesen Anschein vermitteln lediglich die normalisierten Textausgaben seit dem 19. Jahrhundert: Sie präsentieren Idealtex-te, die aus dem Vergleich verschiedener Handschriften hergestellt sind und mit der überlieferten sprachlichen Realität nicht übereinstimmen.

1250. Kaiser Friedrich II. stirbt. Es gibt im Reich keine Zentralgewalt mehr (Interregnum bis 1273). Die staufische Klassik geht zuende, das Ideal einer überregionalen Ausgleichssprache beginnt in Vergessenheit zu geraten. Allerdings bereitet sich eine Entwicklung vor, die ab dem 15., verstärkt dann ab dem 16. Jahrhundert die Sprachgeschichte maßgeblich prägen wird: die Herausbildung einer neuen Leitvarietät, die zur Basis der sogenannten neuhochdeutschen Schriftsprache und letztlich der gegenwartsdeutschen Standardsprache wird. Im Zuge der deutschen Ostsiedlung, d. h. der Einwanderung in slawisch und teils auch baltisch bewohnte Gegenden östlich von Saale und Elbe, die bereits im 9. Jahrhundert begonnen hat, ihren Höhepunkt jedoch erst Ende des 13. Jahrhunderts erreicht, entstehen neue, großflächig zusammenhängende landesfürstliche Territorien, in denen Bevölkerungsteile unterschiedlicher dialektaler Herkunft ansässig gemacht werden. Da Sprachgrenzen, auch Dialektgrenzen, in der Regel nicht entlang natürlicher Barrieren – Flüsse, Waldungen oder Gebirgszüge – verlaufen, sondern mit Herrschafts- und Verwaltungsgrenzen zusammenfallen, solche politischen Grenzen aber die Kommunikation in den neuen Gebieten (anders als im territorial zersplitterten Altland) nicht kleinräumig behindern, kann im Laufe der nächsten Jahrhunderte eine Sprache entstehen, die Eigentümlichkeiten verschiedener Dialekte zum Ausgleich bringt und in geschriebener Form, als Sprache der kursächsischen Kanzlei, auch großlandschaftlichen Ausgleichsprozessen unterworfen ist.

Mitte des 14. Jahrhunderts ist das mittelhochdeutsche Sprachideal kaum noch greifbar. Die zeitgenössischen Autoren knüpfen nicht an die Schreibtraditionen des hohen Mittelalters an, sondern schreiben in der Regel wieder, wie sie zu sprechen gewohnt sind: rein landschaftlichen Dialekt. Eine Vorstellung von überregionaler schriftsprachlicher Einheitlichkeit, überhaupt von ‚besserem‘ und ‚schlechterem‘ Schreiben, ist in dieser Zeit kaum ausgeprägt, so dass die Texte sich vor allem durch eine ausgesprochene Variantenvielfalt auszeichnen. Dies wird auch keineswegs als problematisch angesehen, sondern vielmehr als Manifestation regionaler Identität

und als die natürliche bzw. gottgewollte Erscheinungsform von Sprache (z. B. bei dem Esslinger Stadtschreiber Niklas von Wyle 1478). Die Konsequenz aus der sprachlichen Vielfalt ist vor allem im 15. Jahrhundert nicht eine Forderung nach sprachlicher Einigung und perfekter Beherrschung einer einzigen Sprachform, sondern nach einer zumindest prinzipiellen Kompetenz in mehreren verschiedenen Varietäten. – Lautliche Unterschiede zur Sprache des hohen Mittelalters kommen unter anderem zustande durch die Dehnung in offener, d. h. mit einem Vokal endender Tonsilbe (älteres *lēben* wird zu *lēben*), die Kürzung (älteres *hōchgezīt* mit langem *o* wird zu *Hochzeit*), die Entrundung (*būlez*, *nōrz*, *erāugnen* ›vor Augen, in den Blick kommen‹ wird zu *Pilz*, *Nerz*, *ereignen*), die Rundung (*helle* wird zu *Hölle*, *flistern* wird zu *flüstern*) und die Senkung (*kūnec*, *mūnech*, *sunne* wird zu *König*, *Mönch*, *Sonne*). Besonders prominente Lautwandelerscheinungen sind die mitteldeutsche Monophthongierung und die oberdeutsche Diphthongierung. Erstere lässt aus den alten Doppellauten *ië*, *uo* und *üe* die einfachen Langvokale *i*, *u* und *ü* werden (*liēbe guote brüeder* wird zu *liebe gute Brüder*), letztere demgegenüber aus den alten Langvokalen *i*, *iu* (langes *ü*) und *u* die Diphthonge *ei*, *eu* und *au* (*mīn niuwes hūs* wird zu *mein neues Haus*). Beide Lautwandelerscheinungen erfolgen nicht im gesamten hochdeutschen Sprachgebiet gleichzeitig, sondern breiten sich mehrere Jahrhunderte lang allmählich aus: die Monophthongierung vom Westmitteldeutschen, die Diphthongierung von Südosten, vom Kärntner Raum her. Sie erfassen nicht alle Dialekte gleichermaßen. Die Diphthongierung wird im Alemannischen und großen Teilen v. a. des Westmitteldeutschen (hier heißt es mundartlich bis heute *Zit* und *Hus* für *Zeit* und *Haus*) und im Niederdeutschen nicht durchgeführt, die Monophthongierung dringt unter anderem ins Bairische und in große Teile des Schwäbischen und Alemannischen nicht vor (hier sagt man mundartlich immer noch *liab/liēb* und *guat/guēt* statt *lieb* und *gut*). – Im hochdeutschen Sprachgebiet lehnen sich von neuem verschiedene Schreiblandschaften aneinander an, allerdings andere als Ende des 12. Jahrhunderts. Vor allem kommt es zu einer ostmitteldeutsch-nordoberdeutsch-ostoberdeutschen „Schreiballianz“ (Besch 2003, 2262). Andere Schreiblandschaften – das Westoberdeutsche und das Westmitteldeutsche – folgten hingegen eher eigenen Traditionen. Insgesamt wird zumindest in bestimmten Textsorten eine immer stärker sich ausbildende konzeptionelle Schriftlichkeit erkennbar. – Umwelt- und sozialhistorisch (und damit zusammenhängend auch mentalitätshistorisch) ist die Epoche des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit durch tiefgreifende Veränderungen geprägt. Existenzielle Bedrohungen und Verunsicherungen stellen den Glauben an die göttliche Weltordnung in Frage; die im abendländischen Schisma (1378–1417) befangene Kirche hat darauf keine universellen Antworten mehr. Es ereignen sich Umweltkatastrophen wie das Magdalenenhochwasser von 1342, bei dem ganze Regionen verwüstet werden. Die dadurch verursachte Bodenerosion, die in Verbindung mit einer Reihe nasser, kalter Sommer zu Ernteeinbußen führt, steht für den Beginn der spätmittelalterlichen Agrarkrise. Von Südeuropa her breitet sich ab 1347 eine große Pestepidemie aus, die das deutschsprachige Gebiet 1349 erreicht

und bei der schätzungsweise 20 bis 25 Millionen Menschen, d. h. etwa ein Drittel der damaligen Bevölkerung Europas, den Tod finden. Das von der Landwirtschaft (von den Abgaben der Bauern) wirtschaftlich abhängige Rittertum ist im Niedergang; dagegen erleben die Städte einen wirtschaftlichen Aufschwung. Vereinigungen wie der Rheinische oder der Schwäbische Städtebund werden zu bedeutenden Machtfaktoren. Die nordeuropäische Hanse ist eine Großmacht, vor allem im Nord- und Ostseeraum. Hier existiert (spätestens seit dem 13. Jahrhundert) eine überregionale Verkehrssprache auf nordniederdeutscher Basis, die sogenannte Hansesprache, die bis ins 16. Jh. von den hanseatischen Kaufleuten verwendet wird. – Das aufstrebende Bürgertum übernimmt zugleich die Funktion eines Kulturträgers. In den Städten entsteht eine vielseitige Literatur mit vielen neuen Textsorten, unter anderem aus dem Bereich der Fachprosa. Nach Universitätsgründungen in Italien im 11. Jahrhundert (Bologna 1088) und in England und Frankreich im 12. Jahrhundert gibt es ab der Mitte des 14. Jahrhunderts auch Universitäten im (damals) deutschsprachigen Raum. Die älteste von ihnen ist Prag (gegründet 1348), es folgen Wien (1356) und Heidelberg (1386).

1389 errichtet der Nürnberger Ratsherr Ulman Stromer in Nürnberg die erste Papiermühle auf deutschem Boden. Die Einführung des Papiers verbilligt die Produktion geschriebener Texte enorm. Dies trifft sich mit der Tatsache, dass es seit Mitte des 13. Jahrhunderts auch in kleineren Städten Schulen gibt, in denen immer mehr Menschen das Analphabetentum überwinden. Geschriebene Sprache wird breiter verfügbar.

Ca. 1450. Johannes Gutenberg entwickelt in Mainz den Buchdruck mit beweglichen Lettern. Dies trägt zwar in der Anfangszeit nicht unmittelbar zur Verbreitung deutschsprachiger Literatur bei, weil gedruckte Bücher zunächst sehr teuer sind und zudem mehr als 90 % aller Drucke lateinisch bleiben. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts entstehen aber im deutschsprachigen Gebiet mehr als sechzig Druckereien, die aus Gründen des großflächigen Absatzes keine kleinräumigen Dialekte, sondern überregionale Ausgleichssprachen (sogenannte Druckersprachen) verwenden.

1453. Eroberung von Byzanz durch Sultan Mehmed II., nachdem seine Vorgänger das oströmische Imperium über Jahrzehnte hinweg bekämpft und systematisch eingekreist haben. Griechische Gelehrte, die in den Jahren zuvor mit wertvollen Manuskripten die bedrohte Stadt verlassen haben und meist nach Italien geflohen sind, haben auf diese Weise nach Westeuropa die dort verloren gegangenen Kenntnisse der antiken Kunst, Philosophie und Wissenschaft zurückgebracht – Voraussetzung für die Entstehung der Renaissance und des Humanismus seit dem späten 15. Jahrhundert. Die philologische Beschäftigung der Humanisten mit den antiken Sprachen führt zum Wunsch nach stärkerer (insbesondere grammatischer) Normierung der eigenen. Nach lateinischem Vorbild entwickelt sich aus den ursprünglich nur zwei Verb-Zeitformen (Präsens und Präteritum) nach und nach ein regelhaftes Sechs-Tempus-System. Da es keine Flexionsformen für Perfekt, Plusquam-

perfekt, Futur I und Futur II gibt, werden diese Zeitformen analytisch, d. h. mit Hilfsverben gebildet. Die Möglichkeit dazu besteht seit den Anfängen der schriftlichen Überlieferung im 8. Jahrhundert: Man kann beispielsweise das Futur I mittels Modalverb (*ich will/soll/muoz gehen*) oder Kopulaverb (*ich werde gehen/gehend*) ausdrücken. Eine Grammatikalisierung, d. h. eine ausschließliche Festlegung auf das Kopulaverb, das in diesem Zusammenhang seinen semantischen Gehalt weitgehend verliert und zum reinen Hilfsverb wird, erfolgt aber erst seit dem 15. Jahrhundert.

1488 umsegelt Bartolomeu Dias erstmals das Kap der Guten Hoffnung. 1492 gelangt Christoph Columbus auf der Suche eines westlichen Seewegs nach Indien in die Karibik; dass er damit auf einen aus europäischer Sicht bislang unbekanntem Kontinent gestoßen ist, begreift erst Amerigo Vespucci, nach dem 1507 der Kartograph Martin Waldseemüller die westliche Landmasse *America* nennt. 1498 findet Vasco da Gama den tatsächlichen Seeweg nach Indien auf der Südroute um das Kap der Guten Hoffnung. Der Eintritt in das kolonialistische Zeitalter, zusammen mit der voranschreitenden Entwicklung der modernen Naturwissenschaften und dem damit einhergehenden grundlegenden Wandel des Weltbildes (Kopernikus, Kepler, Galilei u. a.) findet seinen Niederschlag in der Sprache, vor allem in Wortschatz und Semantik.

1522 übersetzt Martin Luther auf der Wartburg das Neue Testament. Sein im *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530) exemplarisch formuliertes zielsprachlich orientiertes Übersetzungskonzept, seine persönliche Sprachgewalt und seine Breitenwirkung als Reformator verhelfen dem ‚Lutherdeutsch‘ zu überregionaler Anerkennung; es gewinnt sprachliche Vorbildfunktion auch in den katholisch bleibenden Gebieten. Luther hat die deutsche Schriftsprache nicht ‚geschaffen‘, vielmehr greift er Vorhandenes auf (so z. B. vieles aus dem Wortschatz der mittelalterlichen Mystik; vgl. Lobenstein-Reichmann 2018), transformiert es und vermittelt es einer größeren Sprachöffentlichkeit.

1527. Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, hält in Basel an der medizinischen Fakultät erstmals Vorlesungen auf Deutsch statt auf Latein. Es dauert jedoch noch mehr als 150 Jahre, ehe das Deutsche als Wissenschaftssprache akzeptiert zu werden beginnt.

1534. Valentin Ickelsamer veröffentlicht die erste Grammatik des Deutschen in deutscher Sprache (*Teutsche Grammatica*).

1605. In Straßburg erscheint die weltweit erste Wochenzeitung, die *Relation: Aller Fürnemmen vnd gedenckwürdigen Historien*.

1617. Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft in Köthen. In den barocken Sprachgesellschaften – weitere Vereinigungen sind die Aufrichtige Tannengesellschaft (1633), die Teutschgesinnte Genossenschaft (1643), der Pegnesische Blumenorden (1644) und der Elbschwanenorden (1660) – beginnen sich zum ersten Mal größere Kreise für ihre Muttersprache zu interessieren und einzusetzen. Die Gesellschaften zielten einerseits auf die Abgrenzung des Deutschen gegenüber anderen Sprachen (z. B. in Polemiken gegen den Fremdwortgebrauch, in der Betonung des

Alters und des ‚ehrwürdigen Charakters‘ der eigenen Sprache usw.), andererseits auf die Durchsetzung einer bestimmten Sprachform als absoluter Richtigkeitsnorm gegenüber der Vielfalt von Varianten (Dialekten, Soziolekten usw.). Der bedeutendste Sprachtheoretiker des 17. Jahrhunderts ist Justus Georg Schottelius (1612–1676), der mit seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen HaubtSprache* (1663) wichtige Impulse gibt.

1618 beginnt der Dreißigjährige Krieg. Seit der Reformation unterliegt die politische Landschaft Deutschlands nicht mehr allein einer aus partikularistischen Tendenzen entstandenen Aufspaltung, sondern zusätzlich auch noch einer auf Glaubenskontroversen zurückzuführenden Teilung in den katholischen Süden und den protestantischen Norden (wobei die konfessionellen Unterschiede von den Landesfürsten oft genug lediglich politisch instrumentalisiert werden). Die Spannungen haben sich bereits 1546/47 im Schmalkaldischen Krieg entladen; im 1555 geschlossenen Augsburger Religionsfrieden sind sie nicht beseitigt, sondern nur auf längere Zeit besänftigt worden.

1624 veröffentlicht Martin Opitz sein *Buch von der Deutschen Poeterey*, das in der literaturzentrierten älteren Sprachgeschichtsschreibung, z. B. bei Bach (1970, 344), als „maßgebend“ für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache angesehen wurde. Es handelt sich um die erste deutschsprachige Regelpoetik.

1648. Westfälischer Friede: Der Dreißigjährige Krieg endet. Er hinterlässt ein politisch zerstückeltes deutsches Reich, in dem alle Territorialstaaten weitgehende Selbstständigkeit erlangt haben. Unter diesen Umständen ist eine politische Einigung auf lange Zeit unmöglich. Der Wunsch danach ist aber durchaus lebendig, vor allem in den bürgerlichen Bildungsschichten, denen der Gedanke von der Einheit und Stärke des Reichs, ab dem 18. Jahrhundert dann zunehmend der Nationalgedanke, als Ventil für ihren Drang nach Emanzipation von der Vorherrschaft des Adels dient. Die politisch-sozialen Ambitionen werden kompensatorisch auf das Gebiet der Sprache verlagert, wo die Einigung und die Befreiung vom fremden Einfluss (vor allem vom Französischen, im 17. und 18. Jahrhundert der bevorzugten Sprache des Adels) mit großem nationalem Pathos und oft lautstark patriotischen Tönen angestrebt wird.

1650 erscheint die älteste bekannte Tageszeitung der Welt, die *Einkommenden Zeitungen*, mit regelmäßig sechs Ausgaben pro Woche.

1687. Christian Thomasius (1655–1728) hält erstmals regelmäßig Vorlesungen in deutscher Sprache. Das Deutsche löst im Laufe des 18. Jahrhunderts das Lateinische als Wissenschaftssprache immer mehr ab.

1748 erscheint Johann Christoph Gottscheds *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*. Das 18. Jahrhundert knüpft an die sprachformerischen Bestrebungen der Sprachgesellschaften an. Neben den Sprachpatriotismus tritt nun, im Zeitalter der Aufklärung, verstärkt ein rationalistischer Aspekt. Autoren wie Gottsched, der als ‚Literaturpapst‘ großes Ansehen genießt, versuchen die Sprache zu normieren und einer strikt rational begründeten Regelmäßigkeit zu unterwerfen. Vor allem auf dem

Gebiet der Syntax zeigt sich dies: Die verschachtelten Satzgefüge, Relikte der Barockzeit, werden von kurzen, nüchternen, tendenziell parataktischen Fügungen mit klaren logischen Beziehungsverhältnissen abgelöst.

Ca. 1760 beginnt die Zeit der klassischen deutschen Literatursprache (u. a. der Diskurse der Empfindsamkeit, des Sturms und Drangs, der Weimarer Klassik, der Romantik und des deutschen Idealismus). Vor allem durch Goethe und Schiller, deren Werke seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als nationales Eigentum gelten, wird die klassische Literatursprache zur kulturellen Vorbildsprache schlechthin. Die letzten Texte, die ungebrochen in der Tradition der klassischen deutschen Literatursprache stehen, werden bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verfasst; im frühen 21. Jahrhundert werden sie – als Schullektüren – teilweise bereits in Übersetzung angeboten (vgl. Riecke 2007, 46).

1774–86. Johann Christoph Adelungs vierbändiges *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* erscheint in erster Auflage. Adelung setzte Gottscheds Vorstellungen von reinem und richtigem Deutsch, das er in der Sprache der gebildeten Stände in Obersachsen exemplarisch manifestiert sieht, lexikographisch um. Die aufklärerischen Bestrebungen gehen u. a. dahin, mehrdeutige Wörter durch Festlegung eindeutig zu machen (Polysemiereduktion) und bei gleichklingenden Wörtern mit verschiedener Bedeutung zumindest gleiche Schreibungen zu vermeiden, z. B. bei *Lerche* und *Lärche* (Homonymiereduktion). Zur Herausbildung der klassischen deutschen Literatursprache trägt Adelung, dessen Wörterbuch von allen bedeutenden Autoren der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Rate gezogen wird, Wesentliches bei.

1854. Der erste Band des *Deutschen Wörterbuchs* von Jacob und Wilhelm Grimm erscheint. Den Abschluss des 32-bändigen Monumentalwerks erleben die Brüder Grimm nicht: Wilhelm Grimm bearbeitet nur die Buchstabenstrecke *D*, Jacob Grimm stirbt 1863 über dem Artikel *Frucht*. Das Wörterbuch wird erst 1961 fertiggestellt.

1862 ordnet das preußische Unterrichtsministerium an, dass jede einzelne Schule per Konferenzbeschluss festzulegen habe, welche Schreibnormen im Unterricht gelten sollen. In der Schreibung gibt es immer noch erhebliche Varianz. Druckereien haben oft eigene Hausorthographien.

1876 beruft der preußische Kultusminister eine *Conferenz zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung* nach Berlin. Führende Köpfe dieser Konferenz sind der Germanist Wilhelm Wilmanns und der Gymnasiallehrer Konrad Duden. Beide haben sich durch Arbeiten auf dem Gebiet der Orthographieregelung einen Namen gemacht, haben vor allem Vorschläge zur Rechtschreibung an Schulen vorgelegt. Ihre Ideen setzen sich in der Folgezeit gegen manche Widerstände – unter anderem des Reichskanzlers Otto von Bismarck – durch, werden durch staatliche Erlasse institutionalisiert und fortan über den Schulunterricht als allgemeine, einheitliche, feststehende Norm verbreitet.

1880. Erstes Orthographiewörterbuch von Konrad Duden, der sogenannte „Ur-Duden“.

1898. Auf der Grundlage der neuen Orthographie erarbeitet der Greifswalder Germanist Theodor Siebs 1898 seine *Deutsche Bühnenaussprache*, die später – in modifizierter Form – auch für Radio und Fernsehen gültig wird. Diese Massenmedien tragen dann entscheidend zum Rückgang der Dialekte auch aus der (gehobenen) Mündlichkeit bei.

1901. Zweite Orthographische Konferenz in Berlin: Eine gemeinsame deutsche Orthographie aller deutschsprachigen Staaten (auch Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz) wird verbindlich eingeführt; erstmals in der deutschen Sprachgeschichte gibt es eine einheitliche Rechtschreibung für den gesamten deutschen Sprachraum.

1923 beginnt in Deutschland der öffentliche Rundfunkbetrieb. Zehn Jahre später wird der *Volksempfänger* vorgestellt, ein vergleichsweise kostengünstiges Radiogerät (durch das möglichst viele Menschen für die NS-Propaganda erreichbar sein sollen).

1933. Nationalsozialistische Machtergreifung. Die rassistische Verfolgung, Vertreibung und Ermordung, unter der die deutsche Intelligenz nicht anders als die Bevölkerung insgesamt zu leiden hat, ist eine der Ursachen dafür, dass das Deutsche seine im 19. und frühen 20. Jahrhundert erworbene Weltgeltung als Wissenschaftssprache verliert. – Anders als vielfach angenommen, sind die braunen Machthaber keine erklärten Gegner von Fremdwörtern und auch keine Befürworter der deutschen Schrift: Fraktur und Sütterlin-Schreibschrift werden 1941 verboten.

1945. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges werden 12–14 Millionen Deutsche aus den deutschen Ostgebieten vertrieben. Die Sprecherinnen und Sprecher der östlichen Dialekte Schlesisch, Pommersch und Preußisch werden in anderen Mundartgebieten angesiedelt, wodurch tiefgreifende Veränderungen der deutschen Dialekte in ihrer Gesamtheit in Gang kommen.

1949. Gründung der beiden deutschen Staaten. Die gut 40-jährige Teilung hat sprachhistorisch kaum nennenswerte Auswirkungen: Es entstehen keine substantiell verschiedenen Sprachformen.

1952. Beginn des Fernsehens, zunächst in Schwarzweiß, das im Land des ‚Wirtschaftswunders‘ bald zum Massenmedium wird. 1967 wird das Farbfernsehen eingeführt.

1968. Mit der Studentenbewegung beginnt in Westdeutschland eine Demokratisierung von unten. Immer größere Teile der Bevölkerung beteiligen sich in Form verschiedener ‚Bewegungen‘ (der Frauenbewegung, der Friedensbewegung, der Ökologiebewegung, der Bürgerrechtsbewegung usw.) aktiv an der Gestaltung des öffentlichen Geschehens. Aus dem alternativen Milieu der 1970er Jahre dringt konzeptionelle Mündlichkeit in die Mitte der Gesellschaft. Infolgedessen verschieben sich bis in die 1980er Jahre hinein die Normen für angemessenes Benehmen in Richtung von Informalität und Emotionalität; zu konstatieren sind eine „Verengung des Formenrepertoires zum Ausdruck von Formalität und Distanz und parallel dazu eine Vergrößerung des Repertoires zum Ausdruck von Vertrautheit“ sowie ein „Bedeutungsverlust der sozialen Kategorien Alter, Geschlecht und Status“ (Scharloth

2011, 418). – Infolge der Bildungspolitik vor allem in den 1970er Jahren mit Schul- und Hochschulgründungen, Ausbildungsförderungsgesetzen und systematischem Ausbau der Massenuniversität wird für breite Kreise ein höherer Bildungsstandard möglich. Heute steht der Zugang zu politischer, wirtschaftlicher, kultureller Information zumindest prinzipiell ebenso allgemein offen wie der Weg in die Politik, an die Börse oder ins Internet. Niemandem ist es heutzutage aus politischen, weltanschaulichen oder religiösen Gründen, aufgrund von Herkunft und/oder sexueller Identität verwehrt, sich über alle Gegenstände des Interesses umfassend eine Meinung zu bilden; alle haben prinzipiell die Möglichkeit, öffentlich mitzureden und mitzugestalten. (Der soziale Hintergrund stellt faktisch zwar immer noch eine Qualifikationsbarriere dar, aber das elitäre Zeitalter des Bildungsbürgertums ist zu Ende; besonders qualifiziert zu sein ist heute keine Voraussetzung mehr dafür, ein öffentliches Forum zu haben.)

1984. Einführung des Privatfernsehens. In Doku-Soaps, Talkshows, Casting-Shows usw. erlangt die konzeptionelle Mündlichkeit gegenüber der konzeptionellen Schriftlichkeit ein immer größeres Gewicht. Es kommen nicht mehr nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartssprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als ‚medienwürdig‘ präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, teils auch auf pressesprachliche.

1992. In Genf wird die sogenannte Web-Technik entwickelt, auf der heute das World Wide Web basiert. Im selben Jahr wird die erste SMS versandt. Die Zahl der Internet-Teilnehmer (User) steigt ständig an. 1997 waren lediglich 6,5 % der deutschen Bevölkerung online, 2018 sind es 90 %. Die neuen Medien stellen nicht nur Kommunikationsformen und -bedingungen, sondern auch neue Realitäten dar und können als solche wiederum Gegenstand der Kommunikation sein. Computer gehören heute für viele zum Alltag und sind längst auch in die Freizeit vorgedrungen. In vielen Bereichen haben sie enormen Einfluss auf moderne Lebens- und Denkweisen genommen. Veränderte Realitäten beeinflussen das lexikalische Inventar. Für neue Gegenstände werden nicht nur Ausdrücke aus anderen Sprachen entlehnt (z. B. *Scanner*, *Browser*, *Software*), was als passive Wortschatzerweiterung bezeichnet werden könnte, sondern es werden auch – für entlehnte Inhalte – aktiv neue Wörter in der eigenen Sprache gebildet (z. B. *Datei*) oder bekannte Wörter semantisch erweitert und umgeprägt (z. B. *Verzeichnis* ›virtuelle Schublade im Computer‹, *Maus* ›Computermaus‹ usw.). Bei der aktiven Wortschatzerweiterung spielt das Prinzip der Metaphorik eine wichtige Rolle: Das neu zu Benennende wird mit etwas Bekanntem verglichen, das unter irgendeinem Aspekt analog erscheint. Für eine Miniatursoftware beispielsweise, die, wenn man sie auf einem Computer installiert, bestimmte andere Programme beeinträchtigt oder außer Kraft setzt, und die dabei beständig repliziert wird, ist der Ausdruck *Virus* üblich geworden (mit durchgängiger sprach-

licher Analogie: *Computerviren* können sich *vermehren* und *fortpflanzen*, eine Datei kann *infiziert*, eine Festplatte kann regelrecht *verseucht* sein; es gibt *gutartige*, aber auch *bösartige Viren* und sogar *Killerviren*). – Metaphorik ist jedoch auch umgekehrt möglich. Nicht nur von Altbekanntem kann eine Bezeichnungsübertragung auf ein zu benennendes Neues stattfinden, sondern auch von einem neu benannten Gegenstand oder Sachverhalt zurück auf einen sprachlich längst gefassten, der nun seinerseits neu benannt wird. So hört man alltagssprachlich heute beispielsweise oft, dass Personen oder deren Standpunkte – wie Computerprogramme – *kompatibel* sind, und statt von einem *Berührungspunkt* oder einem *Überlappungsbereich* zwischen zwei Fachgebieten spricht man mittlerweile gern von einer *Schnittstelle*.

1996. Deutschland, Österreich, die Schweiz, Liechtenstein und weitere Staaten mit deutschsprachigen Bevölkerungsteilen verpflichten sich zu einer Neuregelung der deutschen Rechtschreibung, die bis zum 1. August 1998 eingeführt werden soll. Für einen Zeitraum von sieben Jahren wird ein Nebeneinander der alten und der neuen Orthographie vereinbart. Vor allem zwischen 1998 und 2004 gibt es eine intensive, teils hysterische öffentliche Debatte um die Reform, die von dem zuständigen Rat für deutsche Rechtschreibung – einem zwischenstaatlichen Gremium, das damit betraut ist, die orthographische Einheitlichkeit im deutschen Sprachraum zu bewahren und die Rechtschreibung an die Anforderungen des sich verändernden Sprachgebrauchs anzupassen – mehrfach modifiziert wird. Anfang 2007 folgen die reformkritischen großen Tageszeitungen der 2006 beschlossenen „Reform der Reform“; seither ist die öffentliche Diskussion um die neue Rechtschreibung weitgehend beendet.

2006. Gründung des Kurznachrichtendienstes *Twitter*, mit dem ein möglichst großes Publikum angesprochen werden soll. Er dient vielen Menschen zur Selbstpräsentation in den sozialen Netzwerken, durchaus aber auch für – mehr oder weniger – seriöse bzw. relevante Nachrichten.

2016 erscheint der Ausdruck *Social Bots* (von englisch *robot* ›Roboter‹) unter den Wörtern des Jahres der Gesellschaft für deutsche Sprache. Man versteht darunter ein Computerprogramm, mit dem man Botschaften in den sozialen Medien verbreiten kann. Der Social Bot beruht auf Algorithmen, die entwickelt werden, um eine menschliche Präsenz in der digitalen Welt vorzutäuschen und somit andere Nutzer zu beeinflussen. Wer dahintersteckt, bleibt meistens unbekannt. Häufig werden die Programme dafür genutzt, um Werbung oder politische Propaganda zu veröffentlichen.

5 Literatur

- Bach, Adolf (1970): *Geschichte der deutschen Sprache*. 9., durchges. Aufl. Heidelberg.
 Bär, Jochen A. (2015): *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens*. Berlin/München/Boston.

- Bär, Jochen A. (2016): Text- und Diskurshermeneutik. In: Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache 126, 281–301.
- Bär, Jochen A./Anja Lobenstein-Reichmann/Jörg Riecke (2015): Sprache in der Geschichte. In: Ekkehard Felder/Andreas Gardt (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston (Handbücher Sprachwissen 1), 267–290.
- Besch, Werner (2003): Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache. In: Werner Besch u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 3. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,3), 2252–2296.
- Felder, Ekkehard (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. In: Ekkehard Felder (Hg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin/Boston (Sprache und Wissen 13), 13–28.
- Fried, Johannes (2014): Karl der Große. Gewalt und Glaube. Eine Biographie. 3. Aufl. München.
- Grimm, Jacob (1854): Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. I: A – Biermolke [bearb. v. Jacob Grimm]. Leipzig, fotomechan. Nachdr. München 1984.
- Haarmann, Harald (2016): Auf den Spuren der Indoeuropäer. Von den neolithischen Steppennomaden bis zu den frühen Hochkulturen. München.
- Kloss, Heinz (1978): Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. 2., erw. Aufl. Düsseldorf.
- Koch, Peter/Wulf Oesterreicher (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research. 1. Halbbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10,1), 587–604.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2018): Mystische Wurzeln in Luthers Sprache. In: Mechthild Habermann (Hg.): Sprache, Reformation, Konfessionalisierung. Berlin/New York (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 9), 27–54.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 156), 1–18.
- Polenz, Peter von (1991; 1994; 1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: Einführung. Grundbegriffe. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Reichmann, Oskar (1988), unter Mitw. v. Christiane Burgi/Martin Kaufhold/Claudia Schäfer: Zur Vertikalisation des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Horst Haider Munske u. a. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York, 151–180.
- Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? In: Werner Besch (Hg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. u. a., 141–158.
- Reichmann, Oskar (1992): Periodisierung und Raumgliederung des Deutschen. In: Vilmos Ágel/Regina Hessky (Hg.): Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 128), 177–201.
- Reichmann, Oskar (1998): Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: Werner Besch u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. 1. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2,1), 1–41.

- Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Wo bleiben die Regionen? In: Raphael Berthele u. a. (Hg.): Die deutsche Sprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica, 65), 29–57.
- Riecke, Jörg (2007): Übersetzen aus dem älteren Neuhochdeutschen? Zum Problem der (Un-)Verständlichkeit auch der klassischen Literatur. In: Sandra Reimann/Katja Kessel (Hg.): Wissenschaften im Kontakt. Kooperationsfelder der Deutschen Sprachwissenschaft. Tübingen, 45–51.
- Riecke, Jörg (2016): Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung. Stuttgart.
- Roelcke, Thorsten (1995): Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 40).
- Roelcke, Thorsten (2018): Geschichte der deutschen Sprache. 2., durchges. und aktualisierte Aufl. München.
- Sanders, Willy (1969): Imperator ore iucundo saxonizans. Die altsächsischen Begrüßungswortedes Kaisers Otto in ‚De Heinrico‘. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 98, 13–28.
- Sanders, Willy (2000): Die Textsorten des Altniederdeutschen (Altsächsischen). In: Werner Besch u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. vollst. bearb. und erw. Aufl. 2. Teilbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationsforschung 2,2), 1276–1282.
- Scharloth, Joachim (2011): 1968. Eine Kommunikationsgeschichte. Paderborn.
- Schmidt, Hartmut (2002): Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Vilmos Ágel u. a. (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen, 321–342.
- Sonderegger, Stefan (1961): Das Althochdeutsche der Vorakte der älteren St. Galler Urkunden. Ein Beitrag zum Problem der Urkundensprache in althochdeutscher Zeit. In: Zeitschrift für Mundartforschung 28, 251–286.
- Sonderegger, Stefan (1979): Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Einführung – Genealogie – Konstanten. Bd. 1. Berlin/New York.
- Tiefenbach, Heinrich (1984): Mimigernaford – Mimigardeford. Die ursprünglichen Namen der Stadt Münster. Nachdr. in: Albrecht Greule/Jörg Riecke (Hg.): Heinrich Tiefenbach. Von Mimigernaford nach Reganespurg. Gesammelte Schriften zu altsächsischen und althochdeutschen Namen. Regensburg 2009, 73–98.
- Tschirch, Fritz (1971): Geschichte der deutschen Sprache. Erster Teil: Die Entfaltung der deutschen Sprachgestalt in der Vor- und Frühzeit. 2., verb. Aufl. Berlin.
- Wegera, Klaus-Peter/Sandra Waldenberger (2012): Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen. Berlin (Grundlagen der Germanistik 52).